



Die
HENNA-
KÜNSTLERIN

Roman

ALKA JOSHI

HarperCollins



Zum Buch:

Lakshmi hat das Unvorstellbare geschafft: Aus eigener Kraft, ohne Ehemann oder den Rückhalt einer Familie, hat sie es nur durch ihre außergewöhnlichen Fertigkeiten in der Hennakunst und ihr Wissen über Heilkräuter zu Unabhängigkeit und Wohlstand gebracht. Lakshmis makelloser Ruf öffnet ihr sogar die Türen zum Palast des Maharadschas. Doch gerade als sich all die harte Arbeit und die Entbehrungen der letzten Jahre endlich auszahlen, wird ihr vor Augen geführt, dass sie vor ihrer Vergangenheit nicht davonlaufen kann. Und dass noch viel mehr in ihr steckt, als sie für möglich gehalten hätte.

Zur Autorin:

Alka Joshi wurde in Indien geboren und lebt seit ihrem neunten Lebensjahr in den USA. Sie hat in Stanford studiert und besitzt einen Master of Fine Arts vom California College of Arts. Mit zweiundsechzig Jahren hat Alka Joshi ihren Debütroman *Die Hennakünstlerin* veröffentlicht. Der Roman stand monatelang auf der Bestsellerliste der New York Times und wird momentan als TV-Serie verfilmt.

ALKA JOSHI

Die
HENNA-
KÜNSTLERIN

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Birte Mirbach

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
The Henna Artist bei MIRA Books, Toronto.

1. Auflage 2022
© 2020 by Alka Joshi
Deutsche Erstausgabe
© 2022 für die deutschsprachige Ausgabe
by HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg
Published by arrangement with
HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./SÀRL

Der Abdruck aus dem Gedicht »Heimreise« von Rabindranath Tagore
stammt aus dem Buch *Gitanjali – Gebete, Lieder und Gedichte*
Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Axel Monte
liegen beim Anaconda Verlag,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München.

Umschlaggestaltung von Rothfos & Gabler
Umschlagabbildung von plainpicture/AWL/Jon Arnold,
Design Pics/Ian Cumming
Gesetzt aus der Stempel Garamond
von GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung von C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-7499-0390-0
www.harpercollins.de



Für meine Mutter, Sudha Latika Joshi,
die sich für meine Unabhängigkeit eingesetzt hat.

Für meinen Vater, Ramesh Chandra Joshi,
der mir das süßeste Schlaflied vorgesungen hat.

Der Wanderer muss an jede fremde Tür klopfen,
um an die seine zu gelangen,
und du musst durch die gesamte äußere Welt streifen,
um zuletzt den Schrein im Herzen zu erreichen.
(Aus dem Gedicht »Heimreise« von Rabindranath Tagore)

Wenn die Göttin des Wohlstands zu dir kommt,
um dich zu segnen,
solltest du nicht den Raum verlassen,
um dir das Gesicht zu waschen.
Hinduistisches Sprichwort

AUFTRETENDE PERSONEN:

Lakshmi Shastri: dreißigjährige Hennakünstlerin, die in Jaipur lebt

Radha: Lakshmis dreizehnjährige Schwester, die erst geboren wurde, nachdem Lakshmi das Dorf verlassen hatte

Malik: Lakshmis Dienstjunge, sieben oder acht Jahre alt (er weiß es selbst nicht), lebt in der beengten Innenstadt von Jaipur bei seiner muslimischen Tante und seinen Cousins

Parvati Singh: fünfunddreißigjährige führende Dame der Gesellschaft, Ehefrau von Samir Singh, Mutter von Ravi und Govind Singh, entfernte Cousine der königlichen Familie von Jaipur

Samir Singh: renommierter Architekt aus einer Rajputen-Familie aus einer hohen Kaste, Ehemann von Parvati Singh und Vater von Ravi und Govind Singh

Ravi Singh: siebzehnjähriger Sohn von Parvati und Samir Singh, ist im Mayo College im Internat (ein paar Stunden von Jaipur entfernt)

Lala: langjährige, unverheiratete Dienerin im Haushalt der Singhs

Sheela Sharma: fünfzehnjährige Tochter von Mr. und Mrs. V.M. Sharma, einem wohlhabenden Brahmanen-Ehepaar von bescheidener Herkunft

Mr. V.M. Sharma: offizieller Bauunternehmer der königlichen Familie von Jaipur, Ehemann von Mrs. Sharma, Vater von vier Kindern, darunter sein jüngstes Kind und einzige Tochter Sheela Sharma

Jay Kumar: alleinstehender früherer Schulkamerad von Samir Singh aus seiner Zeit in Oxford, praktizierender Arzt in Shimla (im Vorgebirge des Himalayas, elf Stunden Fahrt von Jaipur entfernt)

Mrs. Iyengar: Lakshmis Vermieterin in Jaipur

Mr. Pandey: Lakshmis Nachbar und ebenfalls Mieter bei Mrs. Iyengar, außerdem Sheela Sharmas Musiklehrer

Hari Shastri: Lakshmis entfremdeter Ehemann

Saas: bedeutet »Schwiegermutter« auf Hindi; wenn Lakshmi sich auf ihre *Saas* bezieht, meint sie Haris Mutter; wenn eine Frau ihre Schwiegermutter direkt anspricht, nennt sie sie respektvoll »Saasuji«

Mrs. Joyce Harris: junge Engländerin, Ehefrau eines britischen Armeeeoffiziers, der dem Team in Jaipur für die Übergabe Britisch-Indiens angehört

Mrs. Jeremy Harris: Schwiegermutter von Joyce Harris

Pitaji: bedeutet »Vater« auf Hindi

Maa: bedeutet »Mutter« auf Hindi

Munchi: alter Mann aus Lakshmis Dorf, der ihr das Zeichnen und Radha das Mischen von Farben beigebracht hat

Kanta Agarwal: sechsundzwanzigjährige Ehefrau von Manu Agarwal, in England erzogen, stammt ursprünglich aus einer Literatenfamilie aus Kalkutta

Manu Agarwal: kümmert sich als leitender Direktor um die Liegenschaften der königlichen Familie von Jaipur, Ehemann von Kanta, in England erzogen, mit der Sharma-Familie verbunden

Baju: ein alter Familiendiener von Kanta und Manu Agarwal

Maharadscha von Jaipur: eine Repräsentationsgestalt nach der Unabhängigkeit, ranghöchster Angehöriger der Königsfamilie, besitzt viel Land und Geld sowie mehrere Paläste in Jaipur

Naraya: Bauunternehmer, der Lakshmis neues Haus in Jaipur errichtet

Maharani Indira: die Stiefmutter des Maharadschas, mit dem verstorbenen Maharadscha von Jaipur verheiratet, kinderlos, wird auch als Königswitwe bezeichnet

Maharani Latika: die aktuelle Ehefrau des Maharadschas, einunddreißig Jahre alt, in der Schweiz ausgebildet

Madho Sing: der Sittich von Maharani Indira

Geeta: Witwe, Samir Singhs derzeitige Geliebte

Mrs. Patel: eine von Lakshmis treuen Hennakundinnen, Hotelbesitzerin

Am Ende des Buchs finden Sie ein Glossar von Begriffen in Hindi, Französisch, Deutsch und Englisch.

PROLOG

Ajar, Uttar Pradesh, Indien
September 1955

Sie läuft leichten Schrittes über die harte Erde, die schwierigen Fußsohlen unempfindlich gegen die kleinen Steinchen und den verkrusteten Schlamm am Flussufer. Auf dem Kopf balanciert sie einen *Mutki*, denselben Tonkrug, mit dem sie jeden Tag Wasser vom Brunnen holt. Heute trägt das Mädchen statt Wasser alles, was es besitzt: einen zweiten Unterrock und eine Bluse, den Hochzeitssari seiner Mutter, *Die Erzählungen von Krishna*, aus denen sein Vater ihm immer vorgelesen hatte – die Seiten waren weich wie Stoff vom jahrelangen Gebrauch –, und den Brief, der heute Morgen aus Jaipur gekommen war.

Als es die Stimmen der Dorffrauen in der Entfernung hört, zögert das Mädchen. Die Klatschmäuler schwatzen, erzählen sich Geschichten, lachen, während sie Saris, Westen, Unterröcke und *Dhotis* waschen. Aber sie weiß, wenn sie sie sehen, werden sie in Schweigen verfallen und sie anstarren oder auf den Boden spucken und Gott anflehen, sie vor dem Pechmädchen zu schützen. Sie erinnert sich an den Brief, der sicher im *Mutki* steckt, und denkt: Sollen sie doch. Es wird das letzte Mal sein.

Am Vortag hatten die Frauen den Vorsteher bedrängt: *Warum lebt das Pechmädchen immer noch in der Hütte des Lehrers, wenn wir sie doch für den neuen Schulmeister brauchen?* Das Mädchen war innerhalb der vier Lehmwände mucksmäuschenstill gewesen, aus Angst, dass sie hereinkommen und sie an den Haaren hinauszerren würden, wenn sie ein Geräusch machte. Jetzt gab es niemanden mehr, der sie beschützte. In der vergangenen Woche war der Körper ihrer Mutter zusammen mit den Knochen von toten Tieren verbrannt worden, dem Scheiterhaufen der Armen. Ihr Vater, der frühere Schullehrer, hatte sie vor sechs Monaten verlassen. Kurz darauf war er in einer flachen Wasserlache am Flussufer ertrunken, so besoffen, dass er den Stich des Todes wahrscheinlich nicht einmal gespürt hatte.

In der vergangenen Woche hatte das Mädchen jeden Tag am Rande des Dorfes auf den Postboten gewartet, der sporadisch mit dem Fahrrad aus dem Nachbardorf kam. Heute Morgen war sie aus ihrem Versteck hinausgesprintet, sobald sie ihn sah, wobei sie ihn erschreckt hatte, und hatte ihn gefragt, ob er irgendwelche Briefe für ihre Familie hätte. Er hatte die Stirn gerunzelt und sich in die Wange gebissen, während er sie mit seinen feuchten Augen durch seine dicken Brillengläser betrachtete. Sie konnte sehen, dass sie ihm leidtat, aber er war auch verärgert – sie fragte nach etwas, das nur der Vorsteher erhalten sollte. Aber sie hielt seinem Blick stand, ohne zu blinzeln. Als er ihr schließlich den dicken Umschlag aus Florpostpapier überreichte, der an ihre Eltern adressiert war, machte er das hastig, mied dabei ihren Blick und radelte so schnell er konnte davon.

Jetzt schlendert sie aufrecht, die Schultern zurückgenommen, an den Frauen am Flussufer vorbei. Sie starren sie an. Sie spürt, wie ihr Herz unregelmäßig schlägt, aber sie geht vorbei,

aufrecht wie ein Zuckerrohr, den *Mutki* auf dem Kopf, als würde sie zum Bauernbrunnen zwei Meilen vom Dorf entfernt gehen, dem einzigen Brunnen, den sie benutzen darf.

Die Klatschmäuler flüstern nicht länger miteinander, sondern rufen einander zu: *Da geht das Pechmädchen! In dem Jahr, in dem sie geboren wurde, haben Heuschrecken den Weizen aufgefressen! Ihre ältere Schwester hat ihren Ehemann verlassen und wurde nie wieder gesehen! Schamlos! Im selben Jahr ist ihre Mutter erblindet! Und ihr Vater fing zu trinken an! Wie schändlich! Selbst die Gesichtsfarbe des Mädchens ist suspekt. Und nur Angreji-Walli haben blaue Augen. Gehört sie überhaupt zu uns? Zu diesem Dorf?*

Das Mädchen hat sich öfter Gedanken über diese ältere Schwester gemacht, von der sie alle reden. Diejenige, deren Gesicht sie nur als Schatten in ihren Träumen sieht, deren Existenz ihre Eltern nie bestätigt haben. Die Klatschmäuler sagen, dass sie das Dorf vor dreizehn Jahren verlassen hat. Warum? Wohin ist sie gegangen? Wie konnte sie einem Ort entkommen, wo die Klatschmäuler jede deiner Bewegungen überwachen? Ist sie mitten in der Nacht gegangen, als die Kühe und Ziegen alle schliefen? Es hieß, dass sie Geld gestohlen hatte, aber niemand im Dorf besitzt Geld. Wie hatte sie sich ernährt? Manche sagen, dass sie sich als Mann verkleidet hatte, damit sie auf der Straße nicht angehalten wurde. Andere sagen, dass sie mit einem Zirkusjungen davongelaufen sei und als *Nautch*-Mädchen lebte und meilenweit entfernt in Agra im Vergnügungsviertel tanzte.

Vor drei Tagen hatte der alte Munchi mit dem lahmen Bein – ihr einziger Freund im Dorf – sie gewarnt, dass der Vorsteher darauf bestehen würde, dass sie einen verwitweten Bauern heiratete oder das Dorf verließ, wenn sie die Hütte nicht räumte.

»Für dich gibt es hier nichts mehr«, hatte Munchi-*ji* gesagt. Aber wie konnte sie weggehen – ein dreizehnjähriges Waisenmädchen, das weder eine Familie noch Geld hatte?

»Habe Mut, *Bheti*«, hatte Munchi-*ji* gesagt und ihr erzählt, wo sie in einem Nachbardorf ihren Schwager finden würde, den Ehemann, den ihre Schwester vor all diesen Jahren verlassen hatte. Vielleicht konnte er ihr dabei helfen, ihre Schwester zu finden.

»Warum kann ich nicht bei dir bleiben?«, hatte sie gefragt.

»Das gehört sich nicht«, hatte der alte Mann sanft erwidert. Er verdiente sich den Lebensunterhalt, indem er Bilder auf die Gerippe von *Peepal*-Blättern malte. Um sie zu trösten, hatte er ihr ein Bild geschenkt. Voller Wut hätte sie es beinahe zurückgeworfen, bis sie sah, dass es ein Bild von Krishna war, der seine Gattin Radha, ihre Namensschwester, mit einer Mango fütterte. Es war das schönste Geschenk, das sie je bekommen hatte.

Radha verlangsamte ihren Schritt, als sie sich dem Dreschplatz des Dorfes nähert. Vier angespannte Bullen laufen im Kreis um einen großen, flachen Stein herum und malen Weizen. Prem, der sich um die Bullen kümmert, sitzt an die Hütte angelehnt und schläft. Leise eilt sie an ihm vorbei auf den engen Pfad zu, der zum Tempel von Ganesha-*ji* führt. Der Schrein hat eine schmale Öffnung, und innen drin steht eine Statue von Ganesha. Um die Füße des Elefantengottes herum sind Geschenke aufgebaut: eine frische Kokosnuss, Ringelblumen, ein kleiner Topf mit *Ghee*, Mangoscheiben. Aus einem Sandelholzräucherkegel kräuselt sich eine dünne Rauchfahne.

Das Mädchen legt Munchi-*jis* Bild von Krishna vor Ganesha-*ji* ab, dem Entferner aller Hindernisse, und fleht ihn an, den Fluch des Pechmädchens von ihr zu nehmen.

Als sie das Dorf ihres Schwagers zehn Meilen westlich erreicht, ist es später Nachmittag und die Sonne hat sich dem Horizont genähert. Sie schwitzt durch ihre Baumwollbluse. Ihre Füße und Knöchel sind schmutzig, ihr Mund trocken.

Sie betritt vorsichtig das Dorf. Sie duckt sich hinter Sträuchern und versteckt sich hinter Bäumen. Sie weiß, dass ein Mädchen allein nicht freundlich behandelt wird. Sie sucht nach einem Mann, der so aussieht, wie ihn Munchi-*ji* beschrieben hat.

Sie sieht ihn. Dort. Er hockt mit dem Gesicht zu ihr unter dem Banyanbaum. Ihr Schwager.

Er hat dicke, ölige, pechschwarze Haare. Eine lange, zerfurchte Narbe schlängelt sich von seiner Unterlippe zu seinem Kinn. Er ist nicht jung, aber auch nicht alt. Sein Bush-Shirt ist mit Curry gesprenkelt und sein *Dhoti* staubig.

Dann bemerkt sie die Frau, die vor dem Mann auf der Erde hockt. Sie stützt ihren Ellbogen mit der anderen Hand, ihr Unterarm hängt in einem unnatürlichen Winkel herunter. Ihr Kopf ist vollständig von ihrem *Pallu* bedeckt, und sie flüstert leise mit dem Mann. Radha sieht zu und fragt sich, ob ihr Schwager sich eine neue Frau genommen hat.

Sie hebt einen kleinen Stein auf und wirft ihn nach ihm. Sie verfehlt ihn. Beim zweiten Mal trifft sie ihn am Oberschenkel, aber er klatscht nur mit der Hand darauf, als wolle er ein Insekt erschlagen. Er hört der Frau intensiv zu. Radha wirft weitere Kieselsteine und schafft es, ihn mehrere Male zu treffen. Schließlich hebt er den Kopf und sieht sich um.

Radha betritt die Lichtung, sodass er sie sehen kann.

Seine Augen werden groß, als würde er einen Geist sehen.
»Lakshmi?«, fragt er.

TEIL *EINS*

EINS

Jaipur, Rajasthan, Indien
15. November 1955

Die Unabhängigkeit hatte alles verändert. Die Unabhängigkeit hatte nichts geändert. Acht Jahre nach dem Abzug der Briten hatten wir jetzt kostenlose staatliche Schulen, fließendes Wasser und befestigte Straßen. Aber Jaipur fühlte sich für mich noch genauso an wie vor zehn Jahren, als ich zum ersten Mal meinen Fuß auf seinen staubigen Boden gesetzt hatte. Auf dem Weg zu unserem ersten Termin an diesem Vormittag kollidierten Malik und ich beinahe mit einem Mann, der Zementsäcke auf seinem Kopf transportierte, als ein Fahrrad zwischen uns hindurchfuhr. Wegen des Radfahrers, der eine zwei Meter lange Leiter unter dem Arm hielt, streifte ein Pferdewagen ein Schwein, das quiekend in eine enge Gasse rannte. Einmal traten wir beiseite und ließen eine Band von *Hijras* passieren. In Saris gekleidet und mit Lippenstift geschminkt, sangen und tanzten sie vor einem Haus, um die Geburt eines Jungen zu segnen. Wir waren so an die Gerüche der Stadt gewöhnt – Kuhdung, Kochfeuer, Kokosnusshaaröl, Sandelholzräucherwerk und Urin –, dass wir sie kaum noch wahrnahmen.

Was die Unabhängigkeit tatsächlich verändert hatte, waren unsere Leute. Man konnte es an ihrer Haltung erkennen, den Brustkorb aufgebläht, als könnten sie es sich endlich erlauben zu atmen. Man sah es daran, wie sie zu ihren Tempeln gingen – entschlossen, stolz. Wie sie auf dem Basar mit den Verkäufern feilschten – kühner als früher.

Malik pfiff nach einer *Tonga*. Er war ein kleiner Junge, dünn wie ein Schilfrohr. Sein Pfeifen, laut genug, dass man es sogar noch in Bombay hören musste, überraschte mich immer wieder. Er hob unsere schweren *Tiffins* in den Pferdewagen, und der *Tonga-Walla* fuhr uns widerwillig die kurzen fünf Blöcke bis zum Anwesen der Singhs. Der Pförtner sah, wie wir aus der *Tonga* ausstiegen.

Vor der Unabhängigkeit hatten die meisten Familien in Jaipur in beengten Familienverbänden in der rosa Altstadt Pink City gewohnt. Aber die ganze Zeit über hatten Generationen von Singhs auf einem teuren Anwesen außerhalb der Stadtmauern gelebt. Sie gehörten der herrschenden Klasse an – Rajas und unbedeutende Prinzen, Armeeeoffiziere – und waren lange an Privilegien vor, während und sogar noch nach der britischen Herrschaft gewöhnt. Das Anwesen der Singhs befand sich an einem breiten Boulevard, der von *Peepal*-Bäumen gesäumt wurde. Zweieinhalb Meter hohe Wände mit Glasscherben auf der Mauerkrone schützten das zweigeschossige Gebäude vor Blicken. Eine mit Bougainvilleen und Jasminranken überwucherte Marmorveranda zog sich über die Vorderseite und die Seiten von jedem Geschoss und kühlte die Häuser im Sommer, wenn Jaipur so heiß wie ein Tandoori-Ofen werden konnte.

Nachdem der *Chowkidar* der Singhs unsere Ankunft in der Kutsche mitbekommen hatte, entluden wir unsere Fracht. Malik blieb zurück, um mit dem Pförtner zu schwatzen, wäh-

rend ich den befestigten Steinweg hinunterging, der von einem weiten gepflegten Rasen flankiert wurde, und die Stein-
stufen zur Veranda von Parvati Singh hinaufstieg.

An diesem Vormittag im November war die Luft frisch, aber feucht. Lala, Parvati Singhs dienstälteste Haushalts-
hilfe und Kindermädchen ihrer Söhne, begrüßte mich an der Tür. Als Zeichen des Respekts zog sie den Sari über ihre Haare.

Ich lächelte und legte meine Hände zu einem *Namaste* zusammen. »Hast du das Magnolienöl verwendet, Lala?« Bei meinem letzten Besuch hatte ich ihr eine Flasche von meinem Mittel gegen schwierige Fußsohlen gegeben.

Sie verbarg ein Lächeln hinter ihrem *Pallu*, während sie einen nackten Fuß ausstreckte und ihn verdrehte, um mir ihre glatte Ferse zu zeigen. »*Hahn-ji*«, sagte sie leise lachend.

»*Shabash*«, gratulierte ich ihr. »Und wie geht es deiner Nichte?« Lala hatte ihre fünfzehnjährige Nichte vor sechs Monaten zum Arbeiten mit in den Singh-Haushalt gebracht.

Die alte Frau runzelte die Stirn, und ihr Lächeln verschwand. Aber als sie den Mund öffnete, um mir zu antworten, rief ihre Herrin von drinnen: »Lakshmi, bist du das?«

Lalas Gesicht verschloss sich schnell wieder, sie lächelte angespannt und deutete mit einem Neigen des Kopfes an, dass es ihr gut ging. Sie wandte sich zur Küche und überließ es mir, den Weg zu Parvatis Schlafzimmer selbst zu finden, wo ich schon so viele Male gewesen war.

Parvati saß an ihrem Schreibtisch aus Rosenholz. Sie warf einen Blick auf ihre schmale goldene Armbanduhr, bevor sie sich wieder dem Brief zuwandte, den sie gerade schrieb. Da sie selbst auch äußerst pünktlich war, hasste sie es, wenn andere sich verspäteten. Ich hingegen war daran gewöhnt zu warten, während sie eine schnelle Nachricht an *Nehru-ji* schrieb oder

ein Telefonat mit einem Mitglied der indo-sowjetischen Liga beendete.

Ich stellte meine *Tiffins* ab und arrangierte die Kissen auf Parvatis cremeweißem Seidendiwan, während sie den Brief versiegelte und nach Lala rief.

Statt der alten Dienerin erschien Lalas Nichte. Sie hielt ihre großen, dunklen Augen auf den Fußboden gerichtet und hatte die Hände vor dem Bauch gefaltet.

Parvati runzelte die Stirn. Sie musterte das Mädchen und sagte nach einer winzigen Pause: »Zum Mittagessen erwarten wir einen Gast. Sorge dafür, dass wir *Boondi Raita* haben.«

Das Mädchen erbleichte. Sie sah aus, als würde ihr gleich schlecht werden. »Wir haben keinen frischen Joghurt, Mem-sahib.«

»Warum nicht?«

Das Mädchen trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. Ihre Augen suchten im türkischen Teppich, dem gerahmten Foto des Premierministers, dem verspiegelten Cocktail-schrank nach einer Antwort.

Als Parvati sprach, waren ihre Worte glasklar und scharf. »Sorge dafür, dass es *Boondi Raita* zu Mittag gibt.«

Die Unterlippe des Mädchens zitterte. Sie sah mich flehentlich an.

Ich ging zu den Fenstern, die zum hinteren Garten hinausgingen. Parvati war auch meine Herrin, und ich konnte dem Mädchen genauso wenig helfen wie das Tigerfell an der Wand.

»Lass Lala heute den Tee bringen.« Parvati schickte das Mädchen fort und ließ sich auf den Diwan sinken. Jetzt konnte ich damit beginnen, ihre Hände zu bemalen. Ich setzte mich an meinen üblichen Platz am anderen Ende des Diwans und nahm ihre Hände in meine.

Bevor ich nach Jaipur kam, ließen sich meine Damen die

Hände und Füße von Frauen aus der niedrigen Shudra-Kaste mit Henna bemalen. Aber die Shudra-Frauen malten das, was vor ihnen ihre Mütter gemalt hatten: einfache Punkte, Striche und Dreiecke. Gerade genug, um sich ein mageres Einkommen damit zu verdienen. Meine Muster waren aufwendiger – sie erzählten Geschichten von den Frauen, denen ich diente. Außerdem war meine Hennapaste feiner und seidiger als die Mixtur der Shudra-Frauen. Ich machte mir die Mühe, eine Lotion aus Zitrone und Zucker in die Haut meiner Damen zu massieren, bevor ich das Henna auftrug, damit das Muster wochenlang hielt. Je dunkler das Henna, desto mehr wurde eine Frau von ihrem Ehemann geliebt – zumindest glaubten meine Kundinnen das –, und meine üppigen zimtfarbenen Designs enttäuschten sie nie. Inzwischen glaubten meine Kundinnen, dass mein Henna ihre untreuen Ehemänner zurück in ihre Betten bringen oder ihren Gebärmüttern ein Baby entlocken konnte. Deshalb verlangte ich zehnmals so viel wie die Shudra-Frauen. Und bekam es auch.

Selbst Parvati schrieb die Geburt ihres jüngeren Sohnes meinen Henna-Fähigkeiten zu. Sie war meine erste Kundin in Jaipur gewesen. Als sie schwanger wurde, füllten sich die Seiten in meinem Terminkalender mit den Damen aus ihrem Bekanntenkreis – der Elite von Jaipur.

Während das Henna auf ihren Händen trocknete und ich anfang, ihre Füße zu bemalen, beugte Parvati sich vor, um mir dabei zuzusehen, bis unsere Köpfe sich beinahe berührten. Ihr Atem roch süß nach Betelnuss. Ihr warmer Seufzer streifte meine Wange. »Du hast mir erzählt, dass du Indien niemals verlassen hast, aber dieses Feigenblatt habe ich bisher nur in Istanbul gesehen.«

Ich hielt den Atem an, und für einen Moment überkam mich wieder meine alte Angst. Auf Parvatis Füße hatte ich

die Blätter des türkischen Feigenbaums gemalt – so ganz anders als sein Cousin aus Rajasthan, der Banyan, dessen dürftige Früchte sich nur für die Vögel eigneten. Auf ihre Fußsohlen, ausschließlich für die Blicke ihres Ehemanns bestimmt, malte ich eine große Feige, voll und sinnlich, in zwei Hälften geteilt.

Als sich unsere Blicke trafen, lächelte ich und drückte sie sanft an der Schulter zurück auf die Kissen des Diwans. Mit hochgezogener Augenbraue fragte ich: »Ist es das, was Ihrem Ehemann auffallen wird? Dass die Feigen türkisch sind?«

Ich zog einen Spiegel aus meinem Ranzen und hielt ihn an das Gewölbe ihres rechten Fußes, sodass sie die winzige Wespe sehen konnte, die ich neben die Feige gemalt hatte. »Ihr Ehemann weiß ganz gewiss, dass jede Feige eine besondere Wespe braucht, um die Blume tief in ihrem Inneren zu befruchten.«

Sie hob überrascht die Augenbrauen. Ihre dunklen, pflaumenroten Lippen teilten sich. Sie lachte, ein herzhaftes Röhren, das den Diwan erschütterte. Parvati war eine attraktive Frau mit wohlgeformten Augen und einem großzügigen Mund, die Oberlippe voller als die Unterlippe. Ihre farbenprächtigen Saris, wie der fuchsiafarbene Seidensari, den sie heute trug, ließen ihren Teint strahlen.

Sie wischte sich mit dem Zipfel des Saris die Augenwinkel. »*Shabash*, Lakshmi!«, sagte sie. »Jedes Mal, wenn du mich mit Henna bemalst, schafft Samir es an dem Tag kaum, meinem Bett fernzubleiben.« Ihre Stimme klang nach einem Nachmittag, den sie mit den warmen Schenkeln ihres Ehemanns an den ihren auf kühlen Baumwolllaken verbrachte.

Es kostete mich etwas Mühe, das Bild aus meinem Kopf zu verbannen. »So sollte es sein«, raunte ich, bevor ich meine Arbeit an ihrem Gewölbe wiederaufnahm, eine empfindliche

Stelle bei den meisten Frauen. Aber sie war an meine Dienste gewöhnt und schaffte es, dass mein Schilfrohr bei ihr nie zitterte.

Sie kicherte. »Die türkischen Feigenblätter bleiben also ein Geheimnis, genauso wie deine blauen Augen und deine helle Haut.«

In den zehn Jahren, die ich ihr schon diente, hatte Parvati dieses Thema immer wieder aufgegriffen. Indien war ein Land der pechschwarzen Iriden. Blaue Augen verlangten nach einer Erklärung. Hatte ich vielleicht eine schmutzige Vergangenheit? Einen europäischen Vater? Oder, noch schlimmer, eine angloindische Mutter? Ich war dreißig Jahre alt, geboren während der britischen Herrschaft und an abfällige Bemerkungen wegen meiner Abstammung gewöhnt. Von Parvatis Kommentaren ließ ich mich nie provozieren.

Ich legte ein feuchtes Tuch über die Hennapaste und gab etwas Nelkenöl aus einer Flasche auf meine Handfläche. Dann rieb ich meine Handflächen aneinander, um das Öl zu erwärmen, und griff nach ihren Händen, um die inzwischen getrocknete Hennapaste abzurubbeln. »Vielleicht wurde ja eine meiner Vorfahrinnen von Marco Polo verführt, *Ji*. Oder von Alexander dem Großen.« Während ich ihre Finger massierte, flockte trockene Hennapaste auf das Handtuch darunter. Allmählich wurde das Muster sichtbar, das ich auf ihre Hände gemalt hatte. »Möglicherweise fließt auch durch meine Adern Kriegerblut, so wie durch Ihre.«

»Oh, Lakshmi, mal im Ernst!« Ihre birnenförmigen Ohringe aus Gold und Perlen tanzten fröhlich, während sie wieder lachte. Parvati und ich gehörten den zwei höchsten Hindukasten an, sie eine Kshatriya und ich eine Brahmanin. Aber sie konnte sich nie dazu überwinden, mich als ebenbürtig zu sehen, weil ich die Füße von Damen berührte, während ich

sie mit Henna bemalte. Füße wurden als unrein betrachtet und sollten nur von der niedrigen Shudra-Kaste behandelt werden. Deshalb war ich in den Augen der Elite von Jaipur jetzt eine gefallene Brahmanin, auch wenn ihre Kaste jahrhundertlang für die Erziehung ihrer Kinder und die Durchführung spiritueller Riten auf meine Kaste gesetzt hatte.

Aber Frauen wie Parvati bezahlten gut. Ich beachtete ihre Sticheleien nicht, während ich den letzten Rest der Paste von ihren Händen entfernte. Im Laufe der Zeit hatte ich eine Menge Geld gespart und war so nah dran, mir meinen Wunsch zu erfüllen – ein eigenes Haus. Es würde Marmorböden haben, die meine Füße kühlen würden, nachdem ich einen Tag lang kreuz und quer durch die Stadt gelaufen war. So viel fließendes Wasser, wie ich wollte, statt meine Vermieterin darum anzubetteln, dass sie mir meinen *Mutki* füllte. Eine Vordertür, zu der nur ich den Schlüssel hatte. Ein Haus, aus dem mich niemand verjagen konnte. Mit fünfzehn hatte ich mein Dorf verlassen müssen, um zu heiraten, als meine Eltern mich nicht länger ernähren konnten. Jetzt konnte *ich sie* ernähren, mich um sie kümmern. Sie hatten kein einziges Mal auf die Briefe oder das Geld reagiert, die ich ihnen im Laufe der Jahre geschickt hatte, aber sie würden doch sicherlich ihre Meinung ändern und nach Jaipur kommen, wenn ich ihnen jetzt ein Bett in meinem eigenen Haus anbot? Meine Eltern würden endlich erkennen, dass alles gut ausgegangen war. Bis wir wieder vereint waren, würde ich meinen Stolz im Zaum halten. Hatte Gandhi-ji nicht gesagt: *Auge um Auge macht die ganze Welt blind?*

Das Geräusch von zerberstendem Glas erschreckte uns. Ich sah zu, wie ein Cricketball über den Teppich rollte und vor dem Diwan zum Stillstand kam. Einen Moment später kam

Ravi, Parvatis älterer Sohn, durch die Verandatür und brachte die Novemberkälte mit sich.

»*Bheta!* Schließ sofort die Tür!«

Ravi grinste. »Das war ein richtiger Hammerschlag von mir, und Govind war nicht darauf vorbereitet.« Er erblickte den Ball neben dem Diwan und hob ihn auf.

»Er ist so viel jünger als du, Ravi.« Parvati war nachsichtig mit ihren Söhnen, besonders mit dem jüngeren, Govind, der ihrer Ansicht nach das Produkt meiner Hennaanwendungen sein musste. (Ich hatte es vermieden, diesen Eindruck zu entkräften.)

Seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, war Ravi größer und breiter in den Schultern geworden. Über seine kantigen Kiefer, die so sehr an seinen Vater erinnerten, zog sich jetzt ein Schatten. Offenbar musste er sich inzwischen rasieren. Mit dem rosigen Teint und den langen Wimpern, die er von seiner Mutter geerbt hatte, musste man ihn fast schon als schön bezeichnen.

Er warf den Ball in die Luft und fing ihn mit einer Hand hinter dem Rücken wieder auf. »Gibt es Tee?« Die Worte hätten genauso gut auch von seinem Vater kommen können, so ähnlich war sich das Internatsenglisch der beiden.

Parvati läutete mit der silbernen Glocke, die sie neben dem Diwan bereithielt. »Du und Govind nehmt euren Tee draußen auf dem Rasen ein. Und sag dem *Chowkidar*, dass wir einen Glas-*Walla* brauchen, um die Fensterscheibe zu ersetzen.«

Ravi grinste und winkte mir auf dem Weg nach draußen zu. Er schloss die Tür so nachlässig, dass eine weitere Glasscherbe hinunterfiel. Ich sah zu, wie er anmutig über den Rasen joggte. Drei Gärtner, die ihre Köpfe in dicke Schals gewickelt hatten, jäteten Unkraut und bewässerten und beschnitten Hibiskusbüsche und Heckenkirschenranken im hinteren Garten.